Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 25

Artikel: Der Oelvulkan von Moreni

Autor: Roszella, Leo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640408

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das, wie die Herren des Landes selbst im 14. Jahrhundert in ihren Titeln mit Stolz rühmten, „von den Bergen bis zum Meere" reichte.

Kruzifix bei Cernatzelu (Dâmbovita).

Die Schafhirten, deren Wanderleben in den Tälern die erste Stufe der Geschichte des rumänischen Volkes bildet, sind genau so das Produkt der Berge, wie es die Föhren und Lärchen sind. Die erste politische Gruppe wurde von den Woiwoden (Herzögen) unter dem Schatten der stolzen Bergspitzen, nicht weit von den Pässen gebildet, keineswegs mit dem Gedanken, hinauszufliegen durch diese offene Türe, sondern um etwaige Eindringlinge, beim ersten Versuch, gegen die natürlichen Verteidigungslinien der Grenzen vorzudringen, abzuwehren. Hier wurden die ersten steinernen Kirchen gebaut und die ersten Burgen, um die sich die Häuser der Kaufleute gruppieren. Selbst was die Landwirtschaft anbelangt, ist es heute erwiesen, daß nach der Unterbrechung des Kulturwerkes der Römer dieselbe auf den Hochflächen, abseits von den Wegen der Eindringlinge, wieder aufgenommen wurde.

Das Land der Rumänen wird von allen Seiten von Bergen umschlossen. Drei große, felsige Bollwerke erheben sich über ihm und jedes derselben ist bestimmt, die Wiege eines Staates zu werden. Es scheint sicher, daß ein altes, unabhängiges rumänisches Woiwodat seinen Mittelpunkt und seine Festung, vor der ungarischen Invasion nach Siebenbürgen, im Massiv des Biharer Gebirges hatte, welches die Provinz im Westen beherrscht. Das politische Leben des walachischen Fürstentums nahm seinen Anfang in Argesch und in den Bergen des Jiiu (Schyl). Ohne die Bukowina, ja sogar ohne die gebirgige Grafschaft der Maramuresch, welche ihre westliche Fortsetzung ist, hätte es keine moldauische Dynastie gegeben, und die Hauptbedingung für die Schaffung des Landes hätte gefehlt; die Moldau wäre nicht der zweite der rumänischen Staaten geworden und derjenige, welcher längere Zeit hindurch der stärkere war. Bis nach Bessarabien hin, das nur die östliche, erst 1812 losgelöste Hälfte der ehemaligen einheitlichen Moldau ist, wäre dieses ganze Gebiet ohne die Hügelketten, die durch die schützenden Schatten ihrer Wälder und durch die Frische ihrer von langsam fließenden Flüssen bewässerten Täler die Fruchtbarkeit des Bodens unterhalten haben, nur ein vernachlässigter öder Winkel der großen, leeren Steppe geblieben. Die Kette der Gebirge ist dem Rumänen so vertraut, daß er ihr keinen besonderen Namen gegeben hat. Vielleicht hieß sie einmal der „Caucasus", aber der Name bedeutet nicht mehr als das Wort „Alpen", was dasselbe ist wie der gewöhnliche Ausdruck für „Felsen". Die jungen Rumänen lernen den Namen „Karpathen" nur aus Schulbüchern, für die Masse des Volkes heißen sie einfach „Muntele", das Gebirge.

Durch die Nebenflüsse sind die Karpathen in ständiger Fühlung mit der Donau und die Donau unterstreicht durch ihren Lauf die letzten Ausläufer der Hügel, die die Berge nach Süden senden. Die Griechen nannten diesen Fluß Istros, daher der Name der Stadt Istria an seiner Mündung; die Rumänen kannten ihn als „Dunare", ein Name, den sie von ihren ältesten Vorfahren, die Eingeborene an seinen Ufern waren, übernommen haben. Unter den vielen Flüssen, die in Volksgesängen verherrlicht wurden, ist nicht einer, der mit der tiefen Erfurcht verglichen werden könnte, mit der die Rasse diesen umgibt. Man kann sich das Schicksal des rumänischen Volkes ohne die Donau ebensowenig vorstellen wie ohne die Karpathen. Während die Berge die bedrohten Generationen gegen fortwährende Invasionen schützten, sammelte die Donau die verschiedenen ethnischen Elemente, welche durch ihre Mischung die rumänische Nationalität bilden sollten. Ohne die Dienste, die der Fluß geleistet hat, hätten die Karpathen, ähnlich wie die Alpen in der Schweiz, in ihren Tälern den nebeneinander wohnenden Völkern wohl sicheren Schutz geboten, aber nicht die Möglichkeit, sich zu verschmelzen; ohne die Karpathen hätte es wohl eine Verschmelzung gegeben wie in den Niederlanden an der Mündung des Rheins, doch hätte die neue nationale Schöpfung nicht von Anfang an die festen und dauernden Linien einer politischen Gründung gefunden.

Der Oelvulkan von Moreni.

Von Dr. Leo Koszella.

Der Brand kann vielleicht noch Wochen... unter Umständen wird die Flamme noch Monate lang zum Himmel lodern... so schrieb man anfangs. So lasen wir es.

Man hatte es geschrieben und gedruckt, nicht zuletzt aus einer uns so geläufigen und gewohnten Sensationslüsternheit heraus und dennoch still im Herzen gehofft, ja damit gerechnet, daß es, wenn schon alle menschliche Anstrengung vergeblich sein sollte, die Natur ihrer so lange anhaltenden Unermüdlichkeit überdrüssig werden würde. Man konnte sich ja gar nicht ausdenken, daß ein Brand mit der gleichen Intensität so lange anhalten könnte, weil so gut wie kein Parallelfall in der ganzen Welt vorhanden war. Wenigstens kein Oelfeuer, die alle von Menschenhand gelöscht wurden oder von selbst aufhörten. Und nun, da sich am 29. Mai der Tag zum erstenmal jährte, da Millionen Kubikmeter Gase völlig zwecklos unter donnerähnlichem Getöse verpufften, nun beginnt die mühselig gewonnene Gewöhnung einer neuen Angst zu weichen. Wie unscheinbar und winzig kommt sich der dünkelhafte Menschengeist gegenüber diesen katastrophalen Phänomenen vor! Welche neuen Rätsel deckte diese gewaltige Eruption auf! Wie mag das da unten im geheimnisvollen Inneren unserer Erde aussehen, die wir, einige kritische Vulkangebiete ausgenommen, schon so siegesbewußt zu beherrschen meinten.

Man versucht diese Rätsel durch weitläufige wissenschaftliche Kombinationen zu lösen und gerät dabei immer tiefer in das Minos-Labyrinth schier unlöslicher Paradoxe, ohne selbst mit dem Ariadneknäuel der Phrase mehr herauszufinden. Denn der selbst durch phantastischste Ziffern kaum noch faßbare Schaden, die Zahl der Toten, die das einzig

greifbare Resultat der zahllosen Löschversuche bildete und der geradezu groteske Zustand, in dem sich die Einwohner von Moreni selbst befinden, sind ja nicht die einzigen Angst einflößenden und Beklemmung verursachenden Schatten, die die 60—100 Meter hohe Feuersäule der unermüdlich brennenden Petroleum-Sonde wirft. Was geht da unten im Erdinnern vor, wohin verirrte Zufall und Erwerbsgier die Menschen? Sind wirklich Erdschichten zusammengebrochen und besteht tatsächlich die Gefahr, daß Rumäniens flüssiges Gold überhaupt eines Tages für immer versiegt? Für Rumänien, das mit seiner 4 Millionen Tonnen betragenden Naphta-Produktion immerhin an sechster Stelle in der Welt überhaupt steht (Amerika 3, Rußland 10, Mexiko und Venezuela je 9, Persien 5 Millionen Tonnen) eine unheimlich wichtige Frage an das Schicksal.

Man kann also begreifen, daß die Standard Oil Company, die amerikanische Besitzerin der Unglückssonde, alle Autoritäten zu Rat und Tat heranzog und nun nach so vielen vergeblichen Experimenten so gut wie resigniert und hilflos vor diesem Menetekel der noch immer unbesiegten Naturelemente dasteht. Man hatte es sich auch ursprünglich fast zu leicht gemacht. Verhältnismäßig kurze und nicht sehr tief angelegte tunnelartige Schächte sollten bis zur Sonde selbst vordringen, die Sondenwand durchbrechen und Abflußkanäle für Gase und Erdöl schaffen. Aber sie konnten dem Luftdruck nicht standhalten. Die schon vor Beendigung des Unternehmens in die Schächte gelangenden Erdgase führten zum Einsturz und kosteten mehreren Arbeitern das Leben, so daß heute kaum noch Arbeitswillige für die allen zwecklos erscheinenden Versuche zu haben sind. Nun wird dieser Versuch mit den größten Vorsichtsmaßregeln wiederholt und schreitet natürlich unter solchen Umständen nur sehr langsam vorwärts. Diesmal beträgt die Länge des Tunnels 245 Meter und die Tiefe 10—30 Meter. Diesmal will man, um den Luftdruck an der Sondenmündung zu verringern und dann die Sonde mit Sand zuschütten oder durch eine Kappe schließen zu können, einen Teil des Erdöls und der Gase durch Schächte abfließen lassen. Aber schon jetzt ist ein Teil des Tunnels mit Gasen gefüllt, so daß Wasser hineingelassen werden mußte, um die Gase wieder auspumpen zu können, damit nicht durch Mischung von Luft und Gasen gefährliche Explosionen hervorgerufen würden. Auch wurde die Zahl der bereits im Tunnel angebrachten Ventilatoren vergrößert. Neuerdings hat man diesen Plan mit einem Projekt des Ingenieurs Basil Laser kombiniert; man schachtet zunächst den Tunnel nicht geradeaus weiter, sondern grub schräg in die Erde hinein. Ferner errichtete man eine bewegliche Wand, die den gleichen Durchmesser wie der Tunnel selbst hat und schob sie vor, um die Infiltrationsgase abzufangen. Um aber so gut wie restlos ein ungefährliches und rascheres Weiterarbeiten zu gewährleisten, erbaute man einen zweiten, konzentrischen Tunnel, aber aus Holz. Nun strömen die Gase durch den Zwischenraum zwischen Erdschicht und hölzerner Tunnelwand ab, so daß sich im zweiten, also hölzernen Tunnel, nur noch 0,5 Prozent Gase durchschnittlich befinden. Die Arbeit geht trotzdem recht langsam vorwärts; Mitte April waren erst 90 Meter zurückgelegt. So überraschend und erfolgversprechend das neue Projekt ist, so wenig sind neue Ueberraschungen selbst ausgeschlossen. Mutter Natur scheint hier mit dem Menschen „Katze und Maus" zu spielen. Ein Beweis dafür war ein Aschenregen in den ersten Apriltagen, sozusagen ein verspäteter Aprilscherz der Sonde. Was war geschehen? Nichts besonderes. Man hatte es wieder einmal mit einem Betonblock versucht, den die geheimnisvolle, unbändige Kraft aber wie Gips zerbröckelte und gleichsam belustigt als einen aus Sand und Zement bestehenden Regen in die Höhe schleuderte. Nun schieben einige diesen und ähnlichen Experimenten die Ursache für die zwar augenblicklich etwas niedrigere Flamme aber den um so mehr erweiterten Krater zu. Auch glaubt man darauf das Einströmen der Gase in den Tunnel zurückführen zu müssen.

Schon vorher hatte man bekanntlich einen geheimnisvoll konstruierten Metalldeckel über den Sonderkrater gestülpt, mit dem Resultat, daß diese Kappe wie dünnstes Blech zusammenschmolz und die Flamme, die für wenige Minuten erlosch, mit fast noch größerer Wucht in die Höhe fuhr. —

Welch ungeheure Arbeit diese Versuche kosteten, kann man vielleicht schon daraus entnehmen, daß die von der Flamme ausgehende Hitzewelle so stark ist, daß an den kältesten Wintertagen in einem Umkreis von 2 Kilometern eine Temperatur von 20 Grad herrschte und Autos, die sich näher als 300 Meter heranwagten, glatt zusammenschmolzen. Daß die Ingenieure und Arbeiter, die sich dennoch innerhalb des streng abgesperrten 150 Meter-Radius wagen müssen, grotesken, asiatischen Götzenstatuen ähnelnde Asbestmasken und -kleider tragen, ist schon nicht mehr verwunderlich.

Nichts schützt aber vor dem jede mündliche Verständigung völlig unterbindenden Höllenlärm, den die Flamme verursacht, und der sich bei den andauernd wiederkehrenden Explosionen zum trommelfeuerähnlichen Getöse steigert. Daß alle an sich schon spärliche Vegetation in immer weiterem Umkreise infolge der übergroßen Hitze ausstirbt, ist leicht erklärlich. Alle benachbarten Sonden müssen künstlich berieselt werden, um neue Brände zu verhüten. Und da sie auch aus naheliegenden Gründen völlig stillgelegt sind, kostet jeder Tag viele Millionen Lei, vom eigentlichen Schaden abgesehen.

Immer neue Besucher kommen aus aller Welt herbei, um Zeugen dieser einmaligen, großartigen und schaurigen Szenerie zu sein, die man auch jetzt noch von Bukarest und Kronstadt her sehen kann. Denn allabendlich bildet der rote Himmel über Moreni die kostenlose Himmelsschrift-Reklame. Und nun hat sich auch der Film dieses katastrophalen Ereignisses bemächtigt. Eine deutsche Gesellschaft verwandelte Ingenieure und Arbeiter in Komparsen und das Flammenfanal der Oelfelder zum nervenkitzelnden, sensationellen Genuß internationaler Kinobesucher.

Die Flamme aber donnert ihr höhnisches Lachen weiter in alle vier Himmelsrichtungen und niemand vermag ihre Sprache und die Hieroglyphen, die ihr Rauch an den Himmel malt, zu entziffern. Wie unscheinbar kommt sich der Mensch schon gegenüber diesem einzelnen Beweis der Kraft und Unberechenbarkeit der Natur vor.

Die Geschichte von Eva Guldins Liebe.

Erzählt von H. Keller. 2

„Was machst du dir wieder einmal für unnötige Gedanken?" sagte Maielies, als sie schon fast den andern nachgekommen waren, es sollte harmlos und ein wenig scheltend klingen, doch war auch ihr Herz schwer genug ob der Not der Freundin, die sie sofort begriffen hatte. „Gottlob ist das Unglück so gnädig abgelaufen. Görg könnte ja tot sein!" fuhr sie fort, Eva und sich selbst damit trösten wollend.

Eva sagte noch immer kein Wort. Ihre Gedanken drehten sich immer um den einen rasend schmerzenden Punkt: Georg Heller und Lilli Reicher! Georg Heller und Lilli Reicher! Denn trotzdem sie noch keine sichern Beweise hatte, hatte sie doch blitzschnell mit entsetzlicher Deutlichkeit gefühlt, daß Georg für sie verloren sei und daß zwischen ihm und jenem Mädchen Zusammenhänge bestehen müssen, die sie bis dahin mit aller Liebeskraft für sich geträumt und erhofft.

* * *

Lilli Reicher lag mit dem eingegipsten Bein in Maielies' Bett. Da sich kein Krankenhaus im Dorf befand und es sich nur um einen einfachen Beinbruch handelte, war es